

Sehr geehrte Barbara Piotrowska, sehr geehrte Emmie Abel, sehr geehrter Dr. Richard Fagot,
Sehr geehrter Dietmar Woidke,
Sehr geehrte Anwesende,

Dass ich hier stehen und sprechen darf, dass ich hier, heute stehe, an diesem Ort. Dass ich hier leben darf, in diesem Land, dass ich überhaupt lebe. Dass meine Stimme vermutlich zittert, was ich beim Schreiben dieser Worte bereits ahne, wenn ich sie lese, an diesem Ort, heute. Dass ich die Tränen nicht zurück halten kann - und nicht möchte. Nichts davon war vorgesehen, nicht, dass ich - als Frau, als jüdische Frau, als queere, als politisch schreibende Frau - lebe, stehe, spreche. Jede einzelne Träne hat ihren Sinn, und jede Träne trägt einen Namen. Wenn ich heute hier spreche, dann möchte ich nicht alleine sprechen, dann möchte ich daran glauben, dass ich im Chor spreche. Dass ich im Namen all jener Frauen spreche, die hier und in anderen Konzentrationslagern ermordet worden sind, oder sich nach ihrer Befreiung am Leben versuchen mussten. Es steht mir, uns nicht zu, zu behaupten, dass sie lebten, als gäbe es ein Leben „danach“ - es gab ein Danach, aber es gab kein Leben. Ich stelle mir vor, wie sie hinter mir stehen, neben mir, vor mir, stelle mir ihre Stimmen vor, ihre Worte, was sie erzählen würden, was sie weg ließen, und was diese Lücken mir wiederum erzählten. Halte inne, die Luft an; wir müssen lernen, ihre Stimmen zu hören, wir müssen diesen Stimmen folgen, wir müssen sehen, hören, erinnern und lernen. Wir müssen weinen, wir müssen wieder lernen zu trauern, zu weinen, weil aus Trauer und Erinnerung Wissen entsteht, aber auch Kraft. Ich habe dieses Glück, das nicht vorgesehen war: leben und erinnern und trauern und fühlen und sprechen zu dürfen. Wir alle, die wir hier sind, und wir alle, die das viel zu häufig vergessen. Das Glück sprechen, und auch die Verantwortung: widersprechen zu dürfen.

Wenn ich Ravensbrück vor meinem inneren Auge sehe, so sehe ich zuallererst Köpfe. Ich sehe sie, aber es sind nicht meine Augen,

durch die ich sie sehe; ich sehe sie aus den Augen eines schönen Mannes. Der schöne Mann steht am Tor, an der Schranke, hinter ihm ein weißer Bus. Ein weißer Bus, Sie ahnen schon, auf dem Weiß ein rotes Kreuz, der schöne Mann ist Schwede. Der Mann sieht Köpfe, endlos viele Köpfe, geschorene Köpfe, die auf ihn zukommen, ich sehe diese Frauenköpfe. Er versteht nicht, kann nicht glauben, kann nicht fassen und auch nicht erfassen, was er da sieht, ich schon: Ich habe Bilder gesehen. Immer und immer wieder Bilder, Filme, ich habe über den Bildern geweint. Ich habe alles, was ich fand, gelesen und vermutlich immer noch zu wenig verstanden. Wir sehen Köpfe, dieser schöne Mann und ich, Augen sehen wir.

„Der Mann, der uns unter die Augen trat, war der schönste, den wir je in unserem Leben gesehen hatten. Er sah uns an. Er sah diese Frauen an, die ihn ansahen, ohne zu wissen, dass er für sie von jener so vollkommenen menschlichen Schönheit war.“.

Das schreibt Charlotte Delbo in ihrem Buch "Trilogie. Auschwitz und Danach", in einem Kapitel, das mit „Am Morgen der Freiheit“ überschrieben ist. Charlotte Delbo war französische Künstlerin und Schriftstellerin, in der Résistance aktiv. Nach ihrer Verhaftung wurde sie nach Auschwitz deportiert, später in Birkenau inhaftiert und in Ravensbrück von diesem schönsten Mann der Welt befreit.

„Der Mann sah, soweit das Licht reichte, und jetzt zeichnet sich eine erste Reihe Köpfe ab. Köpfe, die dem Licht entgegenkommen, und weitere Köpfe, Reihen, weitere Reihen, und der Mann sieht nur diese Köpfe, die größer werden, sieht sie, zweifelt an der Realität dieser Köpfe und dieser Augen, ist von diesen Köpfen, die das Licht fahl macht, derart fasziniert, dass er seinen Blick nicht von ihnen lösen kann, um zu den Körpern, den Füßen zu sehen. Nachdem er die Körper und die Füße gesehen hat, zweifelt er noch stärker.“

Der Mann zweifelt, ich aber zweifle nicht. Ich weiß es, habe Bilder gesehen, Filme, im Geschichtsunterricht zugehört, habe gelesen. Schreibe dennoch: Ich weiß es, schreibe „es“, spreche

nicht aus. Buchstabiere nicht aus, warum, weil es zu sehr schmerzen würde? Weil die Sprache nicht reicht?, weil wir gelernt haben, mit Floskeln zu überdecken, „das Unaussprechliche“, „das Schreckliche“, „das Unvorstellbare“, es tut nicht weh, das zu sagen. Man muss nicht innehalten, man muss nicht die Luft anhalten, man muss sich nicht entscheiden, was man mit den Tränen macht, hinunter schlucken, fließen lassen, mit ihnen sprechen, in ihrem Namen. „Es gibt keine Worte, um auszudrücken“, heißt, dass man sich nicht die Arbeit macht, nach Worten zu suchen, es heißt, dass man es sich einfach macht.

„Man kann also immer alles sagen. Das Unsagbare, mit dem man uns ständig in den Ohren liegen wird, ist nur ein Alibi. Oder ein Zeichen von Faulheit.“,

schreibt Jorge Semprún, ebenfalls Résistance-Kämpfer, der sich auch im KZ Buchenwald noch am Widerstand beteiligte, in „Schreiben oder Leben“. Er weiß um unsere Faulheit, um unsere Angst vor dem, was wir sehen müssten, wenn wir aussprechen würden, wenn wir „das Unsagbare“ in Worte fassten. Es ist makaber, wie wir vergessen auszusprechen und damit auch eben vergessen, während wir doch augenscheinlich das Gegenteil tun: Erinnerungspolitik betreiben. Eine Erinnerungskultur pflegen. Wir überdecken mit Floskeln, pressen Erinnerung in vorbestimmte Tage, so dass sie im Kalender steht und abgehakt werden darf: Heute wird sich erinnert, und morgen können wir wieder vergessen. Woran wir erinnern, buchstabieren wir auch heute nicht aus. Wir sagen „nie wieder“, wir sagen nicht „nie wieder was“. Neuerdings sagen wir auch „Nie wieder ist jetzt“, obwohl es doch ist, wieder, das zeigen Wahlergebnisse, das zeigen die Zahlen antisemitisch und rassistisch motivierter Straftaten. Wir legen Erinnerung ab, vergraben sie zusammen mit den Toten, klopfen einander auf die Schultern: Wir haben aufgearbeitet, verstanden, recherchiert. Zwar in vielen Fällen nicht über die eigenen Eltern, Großeltern, Familien, aber wir wissen immerhin, theoretisch, dass es die eigenen Eltern, Großeltern, Familien gewesen sein könnten.

„Die Deutschen (...) sind doch ein Volk von Bewältigern geworden, denen sogar ein Wort für diese Sache einfiel, das von der Vergangenheitsbewältigung“,

schreibt die Autorin und Holocaust-Überlebende Ruth Klüger. Sie schreibt das in ihrem Buch „weiter leben“, in dem sie erzählt, ähnlich wie Charlotte Delbo, ähnlich wie Jorge Semprún, wie das Weiterleben eben nicht möglich war. Wie das Weiterleben nur ein Versuch sein konnte, wie das, was sie beschrieben und ausbuchstabierte, für das sie Worte fanden, von denen wir sagen, dass es sie angeblich nicht gäbe, in ihnen weiter lebte. Wie sie es weiter gaben an die Kinder und Enkelkinder, weil das, was ihnen angetan wurde, was ihnen Menschen angetan haben, Täter, die für sie keine Masse waren, sondern einzelne Menschen, Menschen waren es, die gedemütigt, geschlagen, gefoltert, gemordet haben, die entmenschlicht haben, die Entscheidungen getroffen haben, weil all das auch weiter lebte. In, über und mit ihnen, in ihren Träumen, in den wachen Stunden, in jedem Wort, jedem Gespräch, jedem Schweigen. Jedem Schmerz, sie schrieben den Schmerz für uns aus. Für uns, für sich, damit „nie wieder“, und auch in Erinnerung an all jene, die nicht mehr erzählen konnten, an all jene, die jetzt hinter mir stehen. Ich halte inne, lausche ihren Stimmen.

Wenn ich heute hier stehe, und sie hinter mir stehen, Charlotte Delbo, die Politikerin Olga Benario, die Gründerin einer holländischen Untergrundorganisation zur Rettung von Jüd:innen Corrie ten Boom, die Widerstandskämpferin Catherine Dior, die am gescheiterten Hitler-Attentat beteiligte Johanna Tesch, die Mitglieder des Mädchenorchesters von Auschwitz, und so viele andere, deren Namen und Geschichten wir nicht alle kennen, aber kennen sollten, dann zittere ich; ich zittere zurecht. Die Erinnerung lässt mich zittern, die an Unrecht, an Unmenschlichkeit, die an Entmenschlichung, die an Entscheidungen, die einzeln getroffen wurden, immer und immer wieder, jeden Tag, jede Stunde. Wir müssen, wenn wir uns die Arbeit machen zu

erinnern, uns an einzelne Menschen, an einzelne Geschichten erinnern. Wir müssen die Zahlen - der Opfer wie Täter - zerschlagen in ihre Details, in ihre Einzelheiten, wir müssen sie mit der Lupe anschauen. Wenn man die Berichte jener liest, die sich die Mühe gemacht hatten, das Unsagbare auszusprechen, die Berichte von unter anderem Charlotte Delbo oder Ruth Klüger, oder Primo Levi oder Jean Améry, so haben sie, so sehr sie sich in ihren Erzählungen, ihrer literarischen Form, dem Zeitpunkt ihrer Entstehung unterscheiden, eine Gemeinsamkeit: Es gibt diesen einen Moment, in dem sich die Erzählungen verlangsamen. In dem das Tempo der Erzählung gedrosselt wird, in dem in Zeitlupe berichtet wird. In dem die Kamera auf diejenigen schwenkt, die eine Entscheidung treffen: Einen anderen Menschen zu töten, zu schlagen, zu erniedrigen, zu demütigen, allein zu lassen. Oder ihm zu helfen. Denn jede dieser Geschichten - das ist deren zweite Gemeinsamkeit - trägt auch einen Moment in sich, in dem eine Person sich entschließt, einem anderen Menschen zu helfen. Sie erzählen alle - auch - von dem schönsten Menschen der Welt. Sie erinnern uns an alles, nicht daran, was geschehen ist, nicht in diesem Passiv, sondern daran, was Menschen haben geschehen lassen. Was sie getan haben, sie erinnern uns in aktiven Verben; auch das ist diesen Geschichten gemeinsam.

Halten wir inne, lauschen wir ihren Stimmen. Lauschen wir ihren Tränen, und weinen wir die Tränen, die sie nicht mehr weinen konnten. Erinnern heißt trauern. Heißt hinterfragen, heißt verzweifeln, heißt arbeiten, heißt aushalten, nicht mehr aushalten können, dann wieder aushalten müssen, erinnern heißt weinen. Heißt Verantwortung übernehmen, für das Jetzt und für das Morgen. Erinnern heißt aussprechen, heißt auch: wissen, dass Morgen ohne gestern nicht geht, heißt, Kontinuitäten in die Augen zu sehen. Heißt nicht abzulegen, nicht mit dem Finger auf andere zu zeigen. „Die anderen Deutschen waren die Nazis“, hieß es kurz nach 1945 im Rahmen der großen Vergangenheitsbewältigung, und „die anderen sind die Antisemiten, die Rassisten, die Homo- und

Transsexuellenfeindlichen“ heißt es jetzt. So einfach ist es zu wissen, dass es immer die anderen sind, wie befreiend es sein muss; wie verlogen es ist, wie gefährlich.

Ich stehe hier im Chor, sie stehen alle hinter mir, ich kann ihre Köpfe sehen, obwohl ich heute hier stehe, im Jahr 2024. In dem Jahr, in dem die Zahlen der antisemitischen Übergriffe in diesem Land signifikant angestiegen sind. Ich stehe ein halbes Jahr nach dem 7. Oktober hier, nach diesem Tag, den man eine Zäsur nennt. Ich stehe an einem Tag hier, an dem in Israel Menschen immer noch um ihre Angehörige in Geiselhaft bangen, und in Gaza Bomben fallen und Zivilbevölkerung hungert. Ich stehe 2024 hier, in Deutschland, David-Sterne werden an Hauswände und Wohnungstüren gemalt, um jüdische Menschen zu markieren, „Jude“ war schon vor dem 7. Oktober bekanntermaßen auf Schulhöfen ein Schimpfwort, jüdische Menschen verstecken die David-Stern-Anhänger unter den Krägen. Fragen sich, wer sie selbst wohl verstecken würde, wenn was wäre, sprechen das „was“ nicht aus. Werfen mit Ländernamen um sich, wo gehen wir denn hin? Sie sind nicht die einzigen, die mit Ländernamen um sich werfen, man tauscht sich mit anderen aus: Mit Menschen, die von Rassismus betroffen sind, von Muslimfeindlichkeit, die anders aussehen, anders glauben, anders lieben, deren Körper anders sind. Ich stehe 2024 hier, und ich weiß, dass die Ängste, die diese Menschen haben, nicht neu sind. Es sind dieselben Ängste, von denen die Frauen, deren Köpfe ich sehe, erzählen könnten. Die Ängste sind nicht neu, und dass sie nicht neu sind, macht sie noch größer. Es macht sie realer, weil wir uns erinnern können, wir hatten nicht die Möglichkeit zu vergessen, abzulegen, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Ich stehe 2024 hier, in dem Jahr, in dem die Recherchen von correctiv.org enthüllten, dass rechtsradikale Gruppierungen, deren Teile in unserem Bundestag und in Landesparlamenten sitzen, Deportationen von Menschen planten, ein Wort, von dem wir meinten, dass es hierher gehört, an diesen Ort, und in die Vergangenheitsform, deportierten, ins Passiv: Charlotte Delbo

wurde deportiert. Das Wort ist real, es ist heute, es sollte, wenn es nach diesen rechtsradikalen Gruppierungen ginge, die Menschen wählen, als aktive Handlung, in der Futur-Form angewandt werden: Wir werden sie deportieren - das ist, was in Potsdam beschlossen wurde.

Sie, die deportiert werden sollten, sie, also wir, also ich, haben Angst. Vor Deportationen, aber konkreter noch, heute, davor, dass Planungen wie diese übersehen werden könnten. Dass Menschen ihre Kreuze auf den Wahlzetteln trotzdem machen könnten, dass uns niemand verstecken würde, dass wir gehen müssten, auch wenn wir nicht wissen, wohin. Dass Menschen wieder vergessen könnten, dass Menschen meinen könnten, es reicht, einmal auf die Straße gegangen zu sein, demonstriert zu haben, als wäre damit jeglicher Hass besiegt, abgelegt, wir erinnern uns. Die Angst ist eine reale, wir machen uns keine Angst um Morgen, es ist eine heutige Angst. Heute steigen antisemitisch und rassistisch motivierte Straftaten an, heute wird Erinnerung abgelegt, heute wird vergessen. Heute wird Antisemitismus auf andere geschoben, als könne es niemals der eigene sein, immer ist es der der anderen, der islamische, der linke, der rechte. Heute wird Antisemitismus politisch ausgespielt, um rassistische und muslimfeindliche Politik zu machen, um Flüchtende im Stich zu lassen. Heute wird nicht ausgesprochen, was auch eine Entscheidung ist, Schweigen ist immer eine Entscheidung. Schweigen ist eine Handlung, und zu jedem Passiv-Verb gehört ein Aktiv. Als all die Menschen, die hier ermordet wurden, deportiert wurden, hat sie jemand deportiert. Als Charlotte Delbo befreit wurde, da hat sie dieser schönste Mann der Welt befreit; auch ich glaube, wenn ich ihre Worte lese, ich habe nie einen schöneren Menschen gesehen.

Erinnern heißt trauern heißt weinen heißt zulassen heißt verstehen heißt verzweifeln heißt hinterfragen, auch und vor allem sich selbst, heißt wissen heißt entscheiden heißt sprechen heißt tun.

Ich stehe heute nicht alleine hier, ich spreche im Chor. Die letzten Worte gehören Charlotte Delbo:

„Ich weiß heute, weshalb der Offizier M. an jenem Morgen des 23. April 1945 am Tor von Ravensbrück schön war. Ich weiß, weshalb die Kinder schön waren, die wir auf dem Bahnsteig des kleinen dänischen Bahnhofs gesehen haben. Ich weiß, weshalb die Blumen schön, der Himmel schön, die Sonne schön, die Stimmen der Menschen verwirrend und schön waren. Die Welt war schön, wiedergefunden worden zu sein. Schön und entvölkert.“